

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 6.

Samstag, 8. Januar.

1916.

## Serenissimus.

(Nachdruck verboten.)

Eine Geschichte aus dem Rokoko von Felix v. Stenglin.

1.

Es war in der Morgenfrühe eines schönen Mat-tages. Die Bäume und Büsche des herzoglichen Schloß-gartens waren noch naß von belebendem Tau. Die Sonne aber blickte schon von der Ruine her auf das Schloß, auf die Hecken von Hainbuchen und Fichten, die Rosenstöcke und Blumenrabatten, und bemühte sich, den Nektar aufzutrinken, den die Nacht zurückgelassen hatte. Die kleinen Singvögel begrüßten aufgeregt und lebensfroh den neuen Morgen. Im großen Bassin tummelten sich die Goldfische. Zwischen den Hecken blickten heiter die marmornen Götterbilder hervor.

Der Garten war menschenleer bis auf zwei junge Leute, die, vom dichten Grün einer Buchenlaube verdeckt, ein lebhaftes Zwiegespräch führten.

Wie ein niedliches Porzellanfigürchen, die Hände gefaltet, den Blick zu Boden gerichtet, stand dort die junge Jose Barbara Pfisterin, die Tochter des Hof-gärtners. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Miene drückte lebhaften Unwillen aus. Der Gärtnerbursche Tobias Eller, ein schlanker, junger Mensch, sprach auf sie ein, aber alles, was er sagte, machte keinen Eindruck auf sie. In abgerissenen Worten antwortete sie, dann schüttelte sie heftig den Kopf, schluchzte vor sich hin. Ihr Widerspruch machte ihn nur noch trotziger.

Da schrakten beide zusammen. Ein langer Trommel-wirbel kam vom Schloß her. Dann hopsten die Trommelschlägel eine Weile wie lustige Bagabunden, die eine ganz besonders spaßige Geschichte erzählen, auf dem Halbsell einher. Laut hallte es von den Wän-den des Schloßportals zurück.

Serenissimus, der Herr Herzog, verließ in Be-gleitung des Kammerherrn von Dunkelstein das Schloß, um seinen Morgenspaziergang zu machen.

Der Gärtnerbursche war beim ersten Schall über den Weg gelaufen und in der Richtung der Obstgärten verschwunden. Barbara ließ sich erschöpft auf die steinerne Bank in der Laube fallen. Dann sprang sie auf und wollte nach, aber es war zu spät, sie wäre ge-sehen worden. So beschloß sie, zu warten, bis der Her-zog vorüber war. Zusammengekauert saß sie da und weinte still vor sich hin.

Langsam schritt Herzog Ludwig Christoph mit seinem Begleiter einher, in einem Rock von braunem Tuch, am Hals und an den Handgelenken Lüll und Spitzen, in kurzen Weinkleidern, weißen Strümpfen und Schnallenschuhen, die kleine Perücke auf dem Kopf, den Hut in der Hand, den Degen an der Seite. Das regelmäßige Gesicht zeigte schon manche Falten, aber die braunen Augen blickten noch jugendlich lebhaft einher.

In einiger Entfernung folgten den beiden Herren der Kammerdiener Wächle mit den Dackeln Bijou und Boujou. Wie rasend zogen sie an der Leine, trotzdem Wächle fortwährend zur Korrektheit mahnte. Hin und wieder ließ er sie, um sie zu beschäftigen, mit der Front nach ihrem Herrn schön machen. Sah der Herzog dies,

so winkte er gnädig, und Wächle lachte übers ganze Ge-sicht. Es war dies schon mit den vorigen Dackeln ge-nau so gewesen. An einer bestimmten Stelle aber, am großen Bassin, pflegte der Herzog stehen zu bleiben, und die Dackel hatten dann die Erlaubnis, nach vorn zu stürmen. Nachdem sie abermals schön gemacht hat-ten, bekamen sie ein Stück Zucker, Bijou zuerst, denn er war der ältere.

Hin und wieder trat der Herzog an einen Rosen-stock heran, betrachtete eine frühe Knospe, nahm sie be-hutjam in die Hand und roch daran. Sprühte dabei etwas Tau auf sein Gesicht, so lachte er, betupfte sich mit dem Taschentuch und sagte: „ha, ha!“ Dann setzte er langsam und gravitatisch seinen Weg fort.

„Wie heißt dieser Platz, lieber Dunkelstein?“ fragte er jetzt in seiner wohlgegliederten Sprechart und blieb in dem Mund stehen, das den Mittelpunkt zwischen Schloß und Bassin bildete.

„Er hat keinen Namen“, antwortete Dunkelstein, ein älterer, untersehter Herr, ehrenbietig, fast ent-schuldigend.

„Keinen Namen? Wie? Und ist doch schon — war's nicht im vorigen Frühjahr, daß wir ihn anleg-ten? — keinen Namen und ist doch schon ein Jahr alt!“

Er lachte kurz auf. Da lachte auch Dunkelstein und freute sich der guten Laune seines Herrn. Er machte den Vorschlag, den Platz nach dem Prinzen Eberhard Karl zu benennen, dem Neffen und Thronfolger des Herzogs. Das aber nahm dieser nicht gnädig auf. Er liebte den Neffen nicht. „Ein starrer Pflichtmensch ohne douceur“, pflegte er von ihm zu sagen. Der Prinz stand in den Diensten Friedrich Wilhelms des Ersten von Preußen und hatte seinerseits wenig Sinn für die leichte, fröhliche Art des Lebens, wie sie an dem kleinen Hofe von Weinburg-Rauingen üblich war. Er liebte keine Maskeraden, italienischen Nächte, Statuen und Ziergärten, alles ging bei ihm auf den Nutzen, und den gemeinsamen Ansehern, den genialen Lebens-künstler, der das Schloß gebaut hatte, bezeichnete Prinz Eberhard Karl als Verschwender und Komödianten. Das mißfiel dem Herzog.

„Sind Fremde angekommen?“ fragte er nach einer Weile.

„Nur ein Kaufmann in Geschäften aus Hamburg.“

„So, so! Was will er hier?“

Serenissimus hegte immer die Besorgnis, reisende Kaufleute könnten „das Geld aus dem Lande ziehen“. Erst als er hörte, daß der Fremde die Uhrenindustrie der Gegend kennen zu lernen wünsche und Bestellun-gen zu machen gedenke, heiterte sich seine Miene wie-der auf.

„Man zeige ihm den Bärenwinger und die Hirsch-bucht“, sagte er. „Man lasse die Wasser springen.“

Die beiden Herren näherten sich allmählich der Laube, in der die junge Barbara Pfisterin noch immer wartend saß.

Kammerherr von Dunkelstein unterhielt den Herzog von den Neuigkeiten der Stadt, und dieser warf seine manchmal zustimmenden, manchmal aber auch recht kritischen Bemerkungen dazwischen. Die Frau von Nebelwand war mit einem Knaben niedergekommen. Der Herzog nannte sie „eine vortreffliche Frau“, wenn es auch der siebente war. Die „Vermehrung der Population“ schien ihm eine Bedingung des Wohlstandes. Er sagte sich zum Raten an und bestimmte als Patengeschenk einen Ballen Kattun aus der Herzoglichen Kattunfabrik. Er wurde ungehalten, als der Kammerherr den schwachen Versuch einer Einwendung machte, denn er fühlte sich für die Entwicklung der Industrie in seinen Landen verantwortlich. Die Frau des Diaconi wollte verreisen, nach Mainz zu Verwandten. Der Herzog äußerte, sie könne auch etwas Besseres tun, als das Geld aus dem Lande tragen, ließ ihr dann aber doch durch Dunkelstein den Weg über Bioglingen empfehlen — was so viel hieß, wie anbefehlen — denn der neue Knippeldamm mußte festgefahren werden. Ein paar Taschenspieler hatten sich angekündigt, vom Eins des Gymnasii hatte sich eine Ede losgelöst und wäre beinahe einem adligen Knaben auf den Kopf gefallen, in einem Nachbardorf war ein Kalb mit zwei Köpfen geboren, beim Kaufmann König eine neue Büchersendung aus Leipzig eingetroffen. Endlich erzählte Dunkelstein von der Weigerung eines Ökonomen, seine Tochter an einen armen Offizier zu verheiraten; das brachte den Herzog in Harnisch.

„Torheit! Kann sich freuen, daß ein Mann von Stande die Dirne will. Leute, die heiraten wollen, soll man nicht vor den Kopf stoßen. Man protegiert damit nur die Immoralität.“

Serenissimus selbst war zwar nie verheiratet gewesen; das aber hatte seine besonderen Ursachen, seine Grundsätze blieben dadurch unberührt.

Wohl gab es noch manche anderen Dinge, die ihm Sorge machten. Daß die Untertanen ihm durch ihr Schielen über die Grenze, durch ihre Putz- und Neuerungsucht die Sebung der Industrie im eigenen Lande erschwerten, nahm er ihnen sehr übel. Daß die Gelehrten seit einiger Zeit die höchsten Angelegenheiten ganz außerhalb der gewohnten Art mit unerhörter Dreistigkeit behandelten, erschreckte ihn. Fast jede Woche brachte irgendein unerwartetes und unerfreuliches Ereignis. Obskure Leute suchten sich das Ansehen von Standesgenossen zu geben. Die Frau eines Arztes war neulich in einem Harnisch gesehen worden. Der Kaufmann König hatte sich endreißet, mit Bierern durch die Straßen zu fahren. Immerhin durfte man hoffen, derlei bedenkliche Erscheinungen durch Verordnungen und Verbote, nötigenfalls durch heilsame Strofen zu unterdrücken. Die Aufrechterhaltung der Moral aber dünkte den Herzog Ludwig Christoph so schwierig, daß er am Gelingen seiner Aufgabe manchmal schier verzweifelte. Während des letzten Jahres waren vierundzwanzig uneheliche Kinder in des Herzogs Landen zur Welt gekommen.

„Wer trägt die Verantwortung dafür, mein lieber Dunkelstein? Nur ich!“ sagte er ungehalten.

Serenissimus wurde aus seinen Betrachtungen aufgestört. Bijou schlug zweimal an, und Joujou, sein getreues Echo, setzte wie gewöhnlich einen Pfaff hinzu. Es mußte da irgend jemand in der Nähe sein.

„Welche Kanaille stört denn hier meine Morgenpromenade?“ fragte der Herzog ärgerlich.

Er sah zu seinem Erstaunen, wie der Kammerherr einem jungen Mädchen winkte.

„Wer ist das?“

„Es ist die Jose von denen Hofdamens.“

Des Herzogs Blick wurde milder.

„Wo, ganz recht, die kleine Pfisterin mit den blauen Augen.“

Das Mädchen knickte verschämt.

„Ja, warum hat Sie denn geweint?“

Barbara stürzten auf diese freundliche Anfrage hin die Tränen aus den Augen.

„Ja, ja! Armes Kind! Ist Ihre Mutter krank? Wie? Oder hat Sie sich über irgend etwas zu beklagen? Hat Sie kein ordentliches Essen bekommen?“

Sie sprach kein Wort.

„Ja, zum Wetter noch einmal, wird Sie nun endlich sagen, was Ihr ist?“

Das Mädchen wurde tiefrot, antwortete aber immer noch nicht. Ein scharfer Seitenblick traf Dunkelstein. Der Herzog ließ ihn zurücktreten. Da gestand sie's denn stotternd, daß der Tobias Eller ihr seine Liebe angekündigt habe.

„Hat er Ihr die Ehe versprochen? Wie? Und läßt Sie jetzt sitzen?“

Verlegen blickte sie zur Seite.

„Antworte! Hat er Sie betört?“

Sie nickte, ohne aufzusehen. Der Herzog sah zu Dunkelstein hinüber.

„Da habt Ihr! Ja, werden denn diese skandalösen Zustände niemals ein Ende nehmen?“

Dunkelstein verneigte sich stumm. Unter dem zornigen Blicke seines Herrn fühlte er sich fast mitschuldig. Jetzt sah Serenissimus wieder auf das Mädchen.

„Schide Sie mir den Burschen! Er soll in seinem Sonntagsanzug sofort ins Schloß kommen. Und Sie kommt ebenfalls mit Ihrem Vater. Ich werde ein Exempel statuieren.“

Er winkte Barbara zu, dann strebte er im Eilschritt fort, in den Park hinein. Dunkelstein konnte kaum folgen. Sie gingen am Teetempelchen, an der Ruine vorbei und kamen so durch das Hölzchen von der Rückseite her ins Schloß zurück.

„Man hole mir den Hofprediger Carminus!“ sagte der Herzog zu Dunkelstein und verschwand in seinen Gemächern.

Bächle war mit den Dackeln noch eine Weile am Bassin geblieben. Bijou sah beleidigt da, weil er heute keinen Zucker bekommen hatte, und Joujou leckte ihm zum Trost das Gesicht ab. Endlich aber, da der Herzog nicht wiederkam, entschloß sich Bächle zur Rückkehr. Mit eingezogenen Schwänzen folgten ihm Bijou und Joujou, ganz verstört über die Programmwidrigkeit dieses Morgenspazierganges.

## 2.

Tobias Eller, der Gärtnerbursche, sah recht schamhaft aus, als er, sauber gewaschen und mit seinem Sonntagsanzug angetan, in der Vorhalle des Schlosses erschien.

Nun stand er und wartete. Von der Wand blickte das lebensgroße, pompöse Bild des Herzogs herab. Es stellte ihn als jungen Prinzen dar, in Kriegsrüstung mit Brustpanzer. Die Haltung war kühn, das weiche, hübsche Gesicht hoch erhoben. Die mächtige Penide fiel über die Schulter zurück. Ein großer, roter Mantel, mit Hermelin besetzt, umwallte seine Gestalt und fiel in riesigen Falten und Bauschen auf den Boden. Im Hintergrund blühten die Kanonen und brannten die Dörfer. Der Herzog hatte als junger Prinz einen Feldzug unter dem Herzog von Marlborough mitgemacht, in Erinnerung daran war dies Bild entstanden. Tobias Eller betrachtete es in staunender Bewunderung.

Da tat sich die Tür auf, und Barbara kam in Begleitung ihres Vaters. Tobias blickte sie schen an und dachte: Was soll das? Barbara hielt die Augen gesenkt, ihr Vater musterte seinen Gärtnerburschen von oben bis unten.

(Fortsetzung folgt.)



Glücklich, wer jung in jungen Tagen,  
Glücklich, wer mit der Zeit gewöhnt,  
Gelernt des Lebens Ernst zu tragen.

Poschkin

# Der Weltkrieg und die Kriegs- gefangenen.

Neben den besetzten Gebieten und den vielen gewonnenen Schlachten ist die ungeheure Anzahl der Kriegsgefangenen wohl der beste Beweis für den Erfolg der deutschen Waffen. Mit Recht wendet sich deshalb das Interesse der ganzen Welt den Kriegsgefangenen in Deutschland zu. Dem deutschen Volk erwächst die Aufgabe, für seine 1½ Millionen unfreiwillige Gäste Unterkunft und Verpflegung zu schaffen und ihnen Gelegenheit zur Betätigung zu geben, womit gleichzeitig manche durch die Einberufung der Wehrfähigen entstandene Lücke gefüllt wird. In den feindlichen Ländern sehnen sich naturgemäß Millionen von Verwandten und Bekannten nach einer Nachricht über den Angehörigen. Sie müssen für sein Wohl Befürchtungen hegen auf Grund der Dünemmeldungen, die die feindliche Presse über die Kriegsgefangenen in Deutschland verbreitet. In den neutralen Ländern wünscht man begreiflicherweise zu wissen, ob diese systematischen Zeitungsmeldungen der Wahrheit entsprechen, oder ob Deutschland sich auch in der Frage der Gefangenbehandlung als Aufrichtiger bewährt.

Unter diesen Umständen war es ein guter Gedanke des nährigen Verlages Hermann Montanus in Siegen, ein illustriertes Werk „Die Kriegsgefangenen in Deutschland“ herauszugeben. Etwa 250 photographische Aufnahmen aus deutschen Gefangenenern lagern geben eine lebendige Schilderung des gewaltigen Stoffes. Mit Genehmigung des Kriegsministeriums hat Herr Prof. Dr. Badhaus die Bearbeitung des Textes und die Sichtung des Bildwerkes übernommen. Das Werk erscheint gleichzeitig in deutscher, französischer, englischer, russischer und spanischer Sprache und ist bestimmt, die ersten zuverlässigen Nachrichten und Abbildungen über das Gefangenwesen zu bringen.

Das erste Kapitel „Rassen und Zahlen“ schildert die ungeheuren vorliegenden Ziffern. Etwa 150 neue Städte zu je 10 000 Einwohnern mußten mit den Kriegsgefangenen im Deutschen Reich begründet werden. Der Vorbeimarsch dieser Gefangenennahme würde 250 Stunden bedürfen. Das, was die Kriegsgefangenen zu ihrer Verpflegung bedürfen, geht in das Groß. Verschiedene Abbildungen mit Massenaufnahmen von Kriegsgefangenen Russen, Franzosen, Belgiern, Engländern, Mohammedanern veranschaulichen die ungeheuren Zahlen, denn es sind auf jedem Bild doch nur einige Hundert, also ein verschwindender Bruchteil des Ganzen.

Die „Unterkunft“ der Kriegsgefangenen wird im zweiten Kapitel geschildert. Es war nötig, besondere Gefangenenerlager einzurichten; nur die Kriegsgefangenen Offiziere hat man in vorhandenen Anstalten, Sanatorien, Kasernen unterbringen können. Ansichten aus verschiedenen Lagern belehren, daß man hier recht wohlhabende Baracken einrichten konnte. Das, was an Nebengebäuden erforderlich ist, stellt gleichfalls einen enormen Umfang dar. So werden beschrieben die Küchen, Wäschehäuser, Desinfektions-Anstalten, Werkstätten, Kantinen, Kirchen, Versammlungsstätten, Wohnräume für das Verwaltungspersonal. Dazu treten Wege, Kanalisation, Wasserleitungen, Bichtanlagen, gärtnerische Anlagen.

Die „Innere Einrichtung“ der Baracken wird durch verschiedene andere Bilder dargestellt.

Das Kapitel über „Aufsicht und Bewachung“ belehrt, daß man auch in der Unterbringung und Behandlung der Kriegsgefangenen ein deutsches organisatorisches Meisterstück vollbracht hat. Mit militärischer Ordnung und Disziplin vollzieht sich der Lagerdienst, die Verpflegung, die Briefzensur, Paketausgabe, bis zur Lagerfeuerwehr. Etwa 150 000 Landsturmlaute mit dem nötigen Offizierkorps mußten zur Bewachung und Beaufsichtigung der Kriegsgefangenen herangezogen werden.

Die Aufgaben der „Ernährung“, welche das nächste Kapitel schildert, werden dadurch gekennzeichnet, daß 4600 Köchessen zu je 500 Liter täglich die Mahlzeiten bereiten. An Kartoffeln allein werden im Tag 30 000 Zentner verbraucht. Auf wissenschaftlicher Grundlage ist die Ernährung aufgebaut. Die Kriegsgefangenen erhalten weder zu viel noch zu wenig. Die mitgeteilten Speisegattungen sowie die Ansichten von Küchen, Bäckereien, Schlachtereien, Essenausgabe und besetzten Speisefischen bieten einen interessanten Einblick.

Die Abschnitte über „Körperpflege“ und „Krankenfürsorge“ sind nebst den dazu gehörigen Abbildungen ein Beweis

für den hohen Standpunkt der deutschen Medizin, die es auch bei dieser Millioneneinwanderung aus dem Osten verhüten konnte, daß Seuchen nicht um sich griffen. Gut eingerichtete Lazarette gewähren den Verwundeten und Kranken Aufnahme und fremdliche Pflege.

Das Kapitel „Beschäftigung“ beschreibt, wie auch in den Gefangenenerlagern die Arbeit sich als der größte Segen erwies und der anfängliche Müßiggang den Kriegsgefangenen selbst bald zur Last wurde. Es ist bewundernswert, wie man es verstanden hat, sowohl in Industrie als Landwirtschaft und für gemeinnützige Arbeiten aller Art die Kriegsgefangenen einzustellen, ihnen so Gelegenheit zu geben, sich einen Verdienst zu schaffen und gleichzeitig eine Entschädigung für die Opfer, die sie dem Deutschen Reich verursachen, dadurch zu leisten. Viele Photographien zeigen die Kriegsgefangenen sowohl im Lagerdienst als auch in Werkstätten und den verschiedensten anderen Arbeiten.

Daß auch in geistiger Beziehung für die Kriegsgefangenen gesorgt wurde, belehren die Abschnitte über „Unterhaltung“, „Religiöser Kultus“ und „Belehrung“. Musikkapellen und Gesangchöre finden sich allwärts, Exerzieren und Turnen wird geübt, Fußball, Kegelspiel, Wettrennen werden vorgeführt. Besonders weit hat es die darstellende Kunst gebracht, und einige Bilder aus Theateraufführungen zeigen, daß die Kriegsgefangenen die sonst in den Lagern fehlende Werbligkeit wenigstens auf der Bühne vorführen. Der Trost der Religion wird allen Kriegsgefangenen durch Gottesdienste aller Bekenntnisse zuteil. Einen tiefen Eindruck verursachen die Bilder sowohl der christlichen als auch der mohammedanischen und jüdischen Gottesdienste. Daß, wie ein Bild darstellt, ein deutscher Fürst, Se. Königl. Hoheit Prinz Max von Sachsen, den russischen Kriegsgefangenen in ihrer Muttersprache predigt, dürfte ohnegleichen in Feindesland dastehen. Bibliotheken und Lesezimmer wurden gleichfalls eingerichtet, belehrende Vorträge wurden gehalten, und mancher russische Alphabet muß sogar anerkennen, daß er in deutscher Gefangenenschule lesen und schreiben gelernt hat.

Das letzte und interessanteste Kapitel „Völkertypen“ läßt die Feinde Deutschlands Revue passieren, sei es in Gruppen zusammengehöriger Nationen, sei es in Ansichten der „Ententocordiale“, die ein beliebtes Motiv zu photographischen Aufnahmen bildete, sei es in Einzelabschnitten. Auf dem Umschlag des Werkes zeigt sich schon eine solche Aufnahme, bestehend aus zwei Russen, zwei Franzosen, einem Engländer, einem schottischen Hochländer, einem Turko, einem Senegal-Neger und einem Belgier. Als Kunstbeilage wird die Moschee des Gefangenenerlagers Wümbdorf vorgeführt, und das harte Treiben läßt eher in eine Stätte des Orients den Beschauern versehen, anstatt in die Mark Brandenburg.

Als wichtige Anklage schließt das Werk mit dem Hinweis auf Einzelbilder von Negern, Zuvonen, Gurkhas, Tataren, Mongolen und anderem Gefindel, welche als „Kämpfer für Freiheit und Zivilisation“ gegen die „deutschen Barbaren“ ins Feld geführt wurden.

„Mit Bitterkeit und Born muß der Gedanke erfüllen, daß mancher hochgebildete, hoffnungsvolle deutsche Knabe durch die Kugel oder das Messer dieser Gorden endete. Wie es die Grande Nation oder das fromme England beantworten will, daß, wenn es nach ihm gegangen wäre, solche Gefallen die blühenden deutschen Gaue überfallen und die europäische Kultur um Jahrtausende zurückgeschraubt hätten, mag das Urteil aller rechtlich denkenden Völker und die Weltgeschichte entscheiden.“



## Aus der Kriegszeit.

Ein Preis des Elsaß von 1553. Die letzte geschichtlich denkwürdige Reichstagsitzung fand alle Parteien einig in der unerschütterlichen Überzeugung, daß Elsaß-Lothringen ein untrennbares Glied des Deutschen Reichs ist, das uns keine Macht der Welt nehmen kann. Welch ein kostbares Gut diese Provinzen darstellen, haben die Deutschen stets erkannt, und besonders das Elsaß wird immer als ein Edelstein in Deutschlands Krone gepriesen, dessen Verlust man doppelt schmerzhaft empfand. In dem reichhaltigen diesjährigen „Insel-Mannach“ wird nun an eine berühmte Stelle in dem Werk

des Kosmographen Sebastian Münster von 1553 erinnert, die heute wieder nach mehr als 400 Jahren besonders ein-drucksvoll zu unseren Herzen von der Herrlichkeit dieses trundervollen Erdenfleds kündet. Von der Fruchtbarkeit des Elsaß, „dem kein Land am Rheinstrom mag verglichen werden“, spricht Münster und fährt fort: „Nun, wie fruchtbar das Elsaß sei, magst du daraus merken, daß in dem engen Be-griff alle Jahr ein solch groß Gut von Wein und Korn ge-fällt, daß nicht allein davon seine Inwohner, deren trefflich viel sind, zu leben haben, sondern man führt daraus mit Schiffen und Wagen den köstlichen Wein in Schweizerland, Schwabenland, Baderland, Niederland, ja Engelland. Im Sundgau, ja im ganz Elsaß auf der Ebne wächst ein groß Gut von Korn, davon Lothringen, Burgund und Schweizerland auch zu essen haben. An den Bergen locht sich der gut Wein, und auf der Ebne wächst das Korn und viel fruchtbarer Obst-bäum. Dazu weiß man wohl, wie so groß Gut jährlich von Silber in dem Lebertal gegraben wird. Es sind da nicht min-der denn 30 Silbergruben, die haben alle ihre besonderen Namen. Weiter: was köstliche Weide in diesem Gebirg ge-funden wird, zeigen an die guten Münster Käse, so man dar-aus bringt. Und daß ich es mit kurzen Worten sag, es ist in dem ganzen deutschen Land keine Gegend, die diesem Elsaß nicht verglichen werden. Man findet wohl Länder in Deutsch-land, da guter Wein wächst, der sich dem Elsasser vergleicht; sie haben aber nicht dabei solchen vollen Proffasten und lustige Obstgärten wie das Elsaß. Dies Land ist also wohl mit menschlichen Wohnungen erbauet, daß darin sechsundvierzig Städte und Städtlein, die all ummauert sind, gefunden werden und fünfzig Abtöcker auf den Bergen und der Ebne gebauet. Der Dörfer sehr und Weiler ist keine Zahl. . .“

**England nach dem Kriege.** In einem Artikel, der es unter-nimmt, die Zustände in Europa im zukünftigen Frieden auszumalen, entwirft die „Daily Mail“ das folgende Bild von England nach dem Kriege: „Der Weltkrieg hat das soziale Bild auf Erden verändert, wie die Eiszeit einst die Erde selbst umgewandelt hat. Heute er-scheint Europa in vielen Dingen um 100 Jahre durch den Krieg zurückgeworfen, und 100 Jahre mag es dauern, bis jedes einzelne der kriegführenden Länder alle Wirkungen des Krieges in sich auf-gearbeitet haben wird. Und selbst dann noch wird die Erinnerung an die Zeit wach sein, die wir heute selbst durchleben. 25 Millionen Männer verschiedener Staaten haben zu den Waffen gegriffen. Und man nimmt an, daß bisher insgesamt 9 Millionen gefallen oder kriegsbeschädigt sind. Wenn der Krieg zwei Jahre gedauert hat, kann man den gesamten Verlust Europas an gesunden und unge-heimt tätigen Lebenskräften wohl auf annähernd 20 Millionen be-messen. Aber das wäre nur der vollkommene oder teilweise Ver-lust an direkten Kämpfern. Auch die Zivilbevölkerung in den krieg-führenden und auch in den neutralen Ländern wird fühlbar durch den Krieg berührt. Fast überall steigt die Zahl der Todesfälle, während die Geburtsziffern zurückgehen. In England ist im ersten Kriegsjahre die Geburtenzahl um 10 000 gegen das letzte Friedens-jahr zurückgegangen, die Zahl der Todesfälle gegenüber dem Jahre 1913 um 50 000 gestiegen. Dies bedeutet also für die englische Zivilbevölkerung im Verlaufe eines Kriegsjahres einen Verlust von nicht weniger als 90 000 Leben. Die direkten Geldkosten aller Kämpfenden für ein Kriegsjahr können auf 200 Milliarden bemessen werden, von denen England verhältnismäßig den größten Teil zu tragen hat. Aber so gigantisch die Summen dieser direkten Kosten sind, so werden sie noch durch die indirekten Kriegskosten übertroffen. Nach dem Kriege werden wir den folgenden Problemen gegenüber- stehen: Drei Frauen kommen auf zwei Männer im heiratsfähigen Alter. Die Zahl der älteren Männer ist größer als die der jüngeren. Die durchschnittliche körperliche Befähigung ist vermindert. Millionen von Männern müssen wieder in das Arbeitsleben des Friedens zu-rückgeführt werden. Millionen von Handwerkern, die wir infolge der bei uns herrschenden Zustände an doppelte und dreifache Löhne gewöhnen mußten, werden dieselben Löhne weiterfordern. Die Schiffeffrachten sind gestiegen, eine große Zahl unserer Handels-dampfer ist versenkt. Dies sind in Kürze nur einige der verschiedenen Schwierigkeiten, die wir zu erwarten haben. Wir haben pessimisten, die eine industrielle Revolution prophezeiten. Wir haben Propheten, die in Erinnerung an die Gefährlichkeiten der Suffragettenbewegung in der überwiegenden Menge von Frauen eine erste Bedrohung sehen. Andere meinen, daß Kunst und Wissenschaft bei uns dar-nieber liegen werden. Die einen sagen: „Dies ist das Ende der Demokratie.“ Die anderen: „Die Demokratie allein wird unsere Rückschläge wieder gut machen und ausgleichen können. Auch die äußere Art und die persönlichen Interessen sind von Grund aus um-geändert. Wo sind unsere politischen Parteien hin, die im Frieden

stark und wirksam waren? Wo ist die Sorglosigkeit der Gesellschaft, die sich noch im Sommer 1914 im Tangotumel lundat? War nicht früher das Golfspiel ein Hauptinteresse unserer Bevölkerung und der Fußballkampf eine Hauptbeschäftigung unserer Männer? All dies wird vorläufig nicht wieder kommen. Alles wird verändert sein. Und wir werden unsere ganze Kraft, unser bestes Wissen aufwenden müssen, um wieder zu erreichen, was verschwunden ist. . .“

**Der Carnes-Armstarm.** An einem der letzten kriegsärztlichen Abende in Berlin stand das im Augenblick so wichtige Problem des künstlichen Armes auf der Tagesordnung. Wir besitzen ja bereits mehrere zweckmäßige Modelle, die es den Ver-stümmelten gestatten, die gelernte Arbeit weiter zu verrichten, sogenannte „Arbeitsarme“, bei denen es weniger auf schönes Aussehen und Annäherung an eine natürliche Hand ankommt, als vielmehr darauf, daß die Prothese praktisch ist. Immer-hin ist das Ideal eines Armerfasses noch nicht konstruiert, und deswegen streben Ärzte im Verein mit Technikern, die Prothesentechnik weiter zu vervollkommen. In der oben- genannten Sitzung wurde zum erstenmal in Deutschland ein aus den Vereinigten Staaten stammender Armstarm demon- striert, der dem Willen des Trägers unterworfen ist. Er heißt nach seinem Konstrukteur, einem Einarmigen, Carnes-Arm. Die Gesellschaft, welche ihn baut und vertreibt, besteht zum großen Teile aus Einarmigen und Armlosen. Ein Berliner Arzt, Dr. Max Cohn, leitender Arzt der orthopädischen und Röntgenabteilung eines städtischen Krankenhauses, ist in die Lage gekommen, einen solchen Carnes-Arm tragen zu müssen, da ihm nach einer Infektion der linke Vorderarm in der Mitte abgenommen worden war. Den deutschen Chirurgen war der Carnes-Arm von auswärtigen Kongressen bereits bekannt und wird von vielen hoch geschätzt. Das Wesentliche an der Konstruktion ist, daß im Ruhezustand die Finger ge-schlossen sind, bei Armhebung aber sich öffnen. Die Hand hat dabei ein schönes, künstlerisches Aussehen, die Finger gehen nicht gleichmäßig auf, sondern es erscheint zwischen ihnen im geöffneten Zustand ein freier Zwischenraum, wie wir ihn an der natürlichen Hand zu sehen gewohnt sind. Der Daumen ist so gestellt, daß er in Berührung mit der Zeige-fingerspitze kommt. Wenn man die gehobene Hand wieder senkt, schließen sich die Finger selbsttätig. Will man dagegen die Finger in einer anderen Stellung schließen, so kann man dies durch eine Rückwärtsbewegung in der Schulter erreichen. Es ist möglich, mit diesen künstlichen Fingern einen Feder-halter zu fassen und zu schreiben, selbst wenn es die linke Seite ist und man zuvor links hat schreiben können. Man kann die Einrichtung des Zwischenraumes zu allen möglichen Han-dierungen benutzen; so vermag man ohne weiteres ein Streich-holz an einer Schachtel zu entzünden, Brieftaschen aus dem Rock hervorzahlen, kleine Objekte anzufassen und sich mit einer Handbürste die Hand zu waschen. Carnes hat aber die Ver-wendbarkeit der Hand noch weiter gesteigert, indem außer Beugung und Streckung des Handgelenkes, die nur grobe Tätigkeit gestatten, auch noch eine Drehbewegung des Vorder-armes angeordnet ist, welche die physiologische Pronation und Supination möglich macht. Diese Drehung des Vorderarmes wird wichtig, wenn man etwas zum Gesichte führen, etwa einen Bissen in den Mund stecken will. Gute Dienste leistet der Arm auch dadurch, daß er es zuläßt, schwere Gegen-stände zu tragen, wodurch man den gesunden Arm frei be-kommt. Je schwerer die Last ist, um so fester schließt sich die Hand. Die Gesellschaft garantiert, daß man 50 Pfund auf diese Weise tragen kann. Auch für den beiderseits Hand-losten bedeutet der Carnes-Arm ein Hilfsmittel, das nicht nur genügt, seinem Träger die täglichen Bedürfnisse des Lebens ausführen zu lassen, sondern das ihn geradezu arbeitsfähig macht. In New York zeigte sich ein handloser Zigaretten-arbeiter, der mit seinen Carnes-Armen Zigaretten tollte. Sicherlich werden auch Stubenmaler ihrem Beruf nachgehen können. Der Carnes-Arm ist allerdings nicht billig, er kostet 1000 M., wozu man noch die Reparaturkosten rechnen muß. Aber die Anlegekosten dürften sich durch den praktischen Wert des Armes bezahlt machen. Außerdem dürfte es gelingen, die Herstellung zu verbilligen, wenn die Prothese häufiger angewendet wird. Ob sie sich in der Zukunft behaupten wird, ist eine Frage, die erst später beantwortet werden wird. Jedenfalls ist sie eine Lösung des jetzt so brennenden Problems. Vielleicht wird sie uns den Weg zu noch ein-facheren Lösungen und zu weiterer Erhöhung der Leistungs-fähigkeit weisen.